



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Herzog Albrecht von Preußen und sein Hofprediger.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

hier vertrat sie allerdings eine entschieden conservative Weltanschauung, die feste Schranken gezogen wissen will, um den Ausschreitungen der Willkür zu wehren. So erscheint uns Annette von Droste als eine harmonisch in sich vollendete Persönlichkeit, fest wurzelnd in den geschichtlichen Gründen, auf denen unser höheres Dasein ruht, aufsteigend zu den letzten ewigen Zielen, zu denen wir berufen sind, und in dieser doppelten Beleuchtung mit scharfem Blick, feinem Sinn und warmem, weitem Herzen das ganze Gebiet des irdischen Daseins umfassend. Ihre Dichtungen stellen das Gesamtbild der Welt dar, das sich so ihr zeigte. Die zeichnende Hand ist fest und kräftig, die Züge scharf und bestimmt, doch fehlen mitunter die weichen Mittelöne, welche Einheit und Zusammenhang leichter erkennen lassen. Aber wer sich in die Sinnes- und Geistesart der Dichterin hineingelebt hat, wird durch das Ungelenke und Dunkle der Sprache nicht mehr oder doch nur selten gestört werden, er wird vielmehr darin eine Eigenart sehen, die er nicht missen mag. Und der Umfang, die Größe und die Tiefe der Gedanken, die ergreifende Gewalt der Gefühle und Anschauungen werden ihm die Dichtungen Annettes von Droste zugleich zu einer Quelle der Erhebung und Vertiefung, der Beredlung und Erbauung machen.

---

## Herzog Albrecht von Preußen und sein Hofprediger.

Unter diesem Titel hat kürzlich Carl Alfred Hase auf Grund von Actenmaterial, welches ihm das Staatsarchiv von Königsberg darbot, ein detaillirtes Geschichtsbild aus dem sechzehnten Jahrhundert entworfen, welches er seinem greisen Vater und Lehrer, dem allbekannten Kirchenhistoriker, zu dem auf den 15. Juli fallenden 50 jährigen Jubiläum seiner Senenser Professur im voraus gewidmet hat.\*)

Die ansprechendste Gestalt des Buches ist ohne Zweifel Herzog Albrecht selbst (1490—1568). Er erscheint als ein wohlwollender und versöhnlicher Fürst, als ein ehrlicher Mensch und ein standhafter Protestant von wahrer Frömmigkeit und nicht ohne theologisches Verständniß, wenn auch gerade dieses sein theologisches Interesse ihn allzusehr unter den Einfluß seiner „Hofprediger“

---

\*) Herzog Albrecht von Preußen und sein Hofprediger. Eine Königsberger Tragödie aus dem Zeitalter der Reformation von Dr. Carl Alfred Hase, Militär-Oberpfarrer des 1. Armee-corps. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1879.

partei“ brachte und ihn zu manchem eigenmächtigen Schritte veranlaßte. Dahin gehört es z. B., daß er selbst ein allgemeines Kirchengebet verfaßte, es sich von seinem Hofprediger Fund corrigiren ließ und befahl (1552), daß es in dieser Form von allen Pfarrern vor und nach der Predigt vorgelesen werden sollte — ein Verfahren, welches lebhaft an die Oetroyirung der preußischen Unionsagende durch Friedrich Wilhelm III. erinnert und, wie diese, heftigen Widerstand hervorrief. Er führte ferner (1558) eine neue Kirchenordnung ein, ohne die Stände, welche die alte genehmigt hatten, zu befragen. Während er aber hier zu weit ging, vermochte er in seinen alten Tagen die ihm gebührende Autorität nicht gegen die früher unterdrückte Partei und die von ihr zu Hilfe gezogenen Commissare seines Lehensherrn, des polnischen Königs, zu wahren, und wir begreifen den Stoßseufzer des ergrauten, matt gewordenen Herrn: „Wosern ich nicht auch hierzu zu alt wäre, wollte ich lieber die Schafe hüten als Regent sein.“

An Bedeutung gewinnt die liebenswürdige Persönlichkeit Albrechts durch die politischen Ereignisse, die sich durch ihn vollzogen und in ihrem Schoße die weittragendsten Folgen bargen. Hat er doch unter mehrfacher Berathung mit Luther, dessen Sohn Hans er nachmals auf seine Kosten auf seiner neugegründeten Universität in Königsberg studiren ließ, das Ordensgebiet der Deutschritter in ein weltliches Herzogthum verwandelt und demselben 1526 eine evangelische Kirchenordnung gegeben, und wenn er auch der Anerkennung der polnischen Lehensherrlichkeit sich nicht hatte entziehen können, so fällt doch noch in seine Regierungszeit die erste Annäherung des Herzogthums an Kurbrandenburg, aus der später die deutschprotestantische Großmacht Preußen hervorging. Kurfürstliche Räte „empfangen mit Bewilligung des Herzogs für Kurbrandenburg den Huldigungsseid im Fall des Abgangs der herzoglichen Familie unter der Bedingung nachträglicher Genehmigung seitens der Krone Polen“ (1565).

Dieser Vertrag war unter Mitwirkung eines Mannes zu Stande gekommen, der seit Ende 1561 an Albrechts Hofe lebte, sich des Vertrauens seines Herrn zu bemächtigen und sich unbegreiflicher Weise (bis 1565) in demselben zu behaupten wußte, obgleich der Herzog mehrfach von sehr angesehenen Personen, selbst von der Königin von Polen, der Tochter des Kaisers, vor ihm gewarnt worden war. Dies war Paul Scalich aus Agram, der sich mit Hilfe einer Reihe gefälschter Documente als eine durch unglückliche Verhältnisse um den Genuß ihrer Rechte und Besitztümer gekommene hochfürstliche Persönlichkeit, als einen Markgrafen von Verona, Grafen in Hun u. s. w. ausgab und durch theologische Geheimnißkrämerei und Vorspiegelung besonderer himmlischer Erscheinungen auch auf religiösem Gebiete den Schein eines Mannes von Gottes besonderen Gnaden zu erwecken wußte. Dieser gewissen- und sittenlose Schwindler brachte es dahin, daß ihm und seinen Freunden und Verwandten in einem

herzoglichen Mandat die Vollmacht verliehen wurde, „jede Gewalt und Muthwillen ohne weitere Rechtsersuchung propria autoritate, aus eigener Gewalt zu rächen und zu vindiciren“, so oft der Herzog oder dessen Nachfolger ihm nicht schnellig die verlangte Genugthuung verschaffen würde. Als es endlich dem gräflichen Doctor der Theologie in Königsberg nicht mehr geheuer schien, da seine Gegner vor die rechte Schmiede gingen, nämlich zum König von Polen, so brachte er sich und ein gutes Stück Geld noch zu rechter Zeit in Sicherheit. Aber selbst jetzt noch, auf der Flucht, setzte er sein Fälscherhandwerk fort: er verfertigte einen Brief, worin ihn angeblich Herzog Albrecht allen Behörden zur Unterstützung seiner Pläne empfahl, ferner eine Legitimation, die ihn als Gesandten des Herzogs, der auf sein Betreiben wieder zur katholischen Kirche zurückgekehrt sei, an Papst Pius IV. darstellte, endlich eine herzogliche Instruction über gewisse Missionen, die Scalich am französischen Hofe zu vollführen habe. Dem harmlosen Herzog aber schrieb er noch von Paris aus, wo er im Interesse desselben erfolgreich thätig zu sein behauptete, und wagte dafür noch immer um Geldzuschuß zu bitten. Das Gericht, welches 1566 über seine Königsberger Freunde mit blutiger Strenge hereinbrach, konnte ihn selbst nicht mehr ertölen.

Unter diesen Freunden Scalichs tritt besonders der Hofprediger Junck hervor; er ist es, auf den der Titel unseres Buches ausdrücklich hinweist. Junck und seine drei Genossen waren angeklagt als novatores et publicae pacis perturbatores perniciosissimi (Neuerer und höchst verderbliche Störer des öffentlichen Friedens). Mißbrauch und Hintergehung des alten Herzogs zur Erschleichung von Privilegien und zur eigenen Bereicherung auf Kosten des Landes, intrigante Verdrängung der früheren obersten Beamten, rechtswidrige und staatsgefährliche Truppenanwerbung u. dgl. wurde allen vier Angeklagten gemeinsam vorgeworfen, dem Hofprediger Junck besonders noch gewaltsame Einführung der osiandrischen Irrlehre. Wenn auch die Angeklagten aus Furcht vor der Folter schließlich vielleicht mehr zugaben, als sie wirklich auf dem Gewissen hatten, so blieb immerhin noch Vieles gewiß mit Recht auf ihnen sitzen. Der Herzog aber war nicht mehr stark genug, um seine gefährdeten Diener und Günstlinge gegen den Haß der einheimischen Gegner und die rücksichtslose Selbständigkeit der polnischen Untersuchungscommission zu schützen. Am 28. October 1568 wurde das Todesurtheil über sie ausgesprochen und vollzogen.

Unter den Streitpunkten erfährt in dem vorliegenden Buche der kirchliche natürlich die eingehendste Berücksichtigung. Er erklärt sich dies nicht bloß aus der kirchlichen Stellung des Verfassers, sondern auch aus der Bedeutung, die jene Frage in den Augen der Zeitgenossen hatte. Es handelte sich dabei um die Lehre von der Rechtfertigung des Menschen vor Gott. Der Nürnberger

Prediger Andreas Osiander, welcher unter dem Drucke des Augsburger Interims seinen bisherigen Wirkungskreis verlassen und bei Albrecht von Preußen Aufnahme und Anstellung als Professor in Königsberg gefunden hatte, behauptete, daß die Rechtfertigung des Menschen nicht bloß darin bestehe, daß uns Gott um des Verdienstes des historischen Christus willen für gerecht ansehe und erkläre, sondern daß wir durch die Einwohnung Christi im gläubigen Gemüthe thatsächlich gerecht werden, daß also die (religiöse) Versöhnung und die (sittliche) Wiedergeburt ein und dasselbe sei. Junck, der auf Osianders Seite trat, drückt den Gedanken einmal so aus: „Daß wir nicht allein von außen mit der Gerechtigkeit und Herrlichkeit Christi, des Sohnes Gottes, gezieret werden, als wie man einen Rock umgibt und anzeucht, sondern daß wir auch inwendig in unserm Herzen, Seele und Geist mit solcher Herrlichkeit geschmücket und durch dieselbe gereiniget werden, daß Gott auch in uns wie in seinem heiligen Tempel wohnen will,“ und mit Recht wirft er den Gegnern vor, „daß sie Gerechtigkeit verstanden haben nach dem Brauch der Juristen“. Ueber jenen Gegensatz zwischen einer mehr juristischen und einer mehr mystischen Auffassung der Rechtfertigung, mit dem manche andere Streitpunkte zusammenhingen, erhob sich (um 1550) ein heftiger Kampf. Derselbe weist alle häßlichen Züge derartiger dogmatischer Zänkereien auf und gemahnt an Herders Wort: „Lehrmeinungen trennen und erbittern, Religion vereint“ ebenso wie an dasjenige Schleiermachers: „Die Anhänger des todten Buchstabens, den die Religion auswirft, haben die Welt mit Geschrei und Getümmel erfüllt; die wahren Beschauer des Ewigen waren immer ruhige Seelen, entweder allein mit sich und dem Unendlichen, oder wenn sie sich umsahen, Jedem, der das große Wort nur verstand, seine eigene Art gern vergönnend.“ Jener Kampf zeigt aber zugleich, daß in jenen Tagen das dogmatische Interesse in einem Grade verbreitet war, der an das vierte Jahrhundert, an die Zeit der ersten großen Concilien erinnert, wo man (nach Gregor von Nyssa) gewärtig sein mußte, auf die Frage nach dem Brotpreise die Antwort zu erhalten: „Der Vater ist größer als der Sohn, und der Sohn ist ihm untergeordnet.“ Hinter einem der Hauptgegner Osianders, Mörlin, steht mit leidenschaftlicher Parteinahme seine ganze Gemeinde; selbst Aerzte nehmen Antheil an den Streitigkeiten, und der Burggraf Caspar von Rostig giebt seinem Hause die herausfordernde Inschrift:

Gott's wesentliche Gerechtigkeit,  
Die ist nicht meine Seligkeit,  
Sondern das Leiden Jesu Christ  
Mein Trost, Heil und Rechtfertigung ist.

Vergeblich mahnten die Würtemberger Theologen (Brenz u. a.), die schon damals sich durch milde Besonnenheit auszeichneten, in ihrem Gutachten zur Eintracht,

da es sich nur um einen Wortstreit handelte und jede Partei eine Seite der Wahrheit vertrete; vergeblich sprach sich der Herzog selbst in dem Abschied der zur Schlichtung des Streites berufenen Synode mit seinem gesunden Laienverstand in gleichem Sinne aus. Der Kampf dauerte fort und wurde nur zum geringsten Theile mit Gründen, überwiegend mit Schimpfworten, Kanzelgepolter, moralischen Verdächtigungen und Gewaltmitteln geführt. Nur wenige Beispiele mögen diese unerquicklichen Methoden veranschaulichen. In einem an der Thür der Universität angeschlagenen Pasquill wurde die Fabel von dem Rosapfel, der sich in seiner Eitelkeit auch zu den Äpfeln zählt, mit welchen er den Fluß hinabschwimmt, auf Osiander gedeutet. Sagte man ihm ferner spöttisch nach, daß er eigentlich Hofemann oder Hosen-Enderle heiße, so machte andererseits Junck aus dem Doctor Mörlin einen „Doch-Thor“. In wahrhaft lästerlicher Weise wurde Vaterunser, Glaubensbekenntniß und Gratias (von Mörlin?) zu einer Parodie auf Osiander benutzt, welche beginnt: „Aller Raben Augen warten auf dich, schwarzer Reker, und du wirst ihnen geben deinen Leib zur Speise zu seiner Zeit,“ und weiterhin die Stellen enthält: „Unwürdiger, höllischer Vater Osiander, der du bist jeztund zu Königsberg in Preußen, vertilget werde dein Name, zerstreuet werde deine falsche Lehr, dein Wille nimmer geschehe weder in Preußen noch in der ganzen Christenheit“ und: „Ich glaube, daß der unwürdige Vater Osiander sei ein Stifter, Anrichter und Beschirmer aller teuflischen Lehr und Bosheit, die da ist im Himmel und auf Erden, und daß der Junck sein neugeborener Sohn sei, empfangen von dem bösen Geist, geboren aus seiner keckerischen Lehr, gelitten, geplaget und verjagt von Nürnberg unter Carolo quinto dem Römischen Kaiser, gefahren zu dem Herzog in Preußen, stehet zu der linken Hand des leidigen Teufels.“ Sogar auf der Kanzel nannte Mörlin seinen Gegner Osiander wegen seiner Gesichtsfarbe den schwarzen Teufel und überhäufte ihn mit Schmähungen und Verhöhnungen, während Osiander in seinen Predigten einen verhältnißmäßig anständigen Ton wahrte; ja selbst einem Todtfranken wurde das Abendmahl verweigert, weil er sich zu Osianders Lehre bekannte. Wie Mörlin Brenz den Vorwurf macht, daß er wider sein Gewissen unverschämt lüge, so findet wiederum Osiander in dem Wittenberger Gutachten ein „falsches Lasterzeugniß“. Die Hofpredigerpartei aber, die das Ohr des Herzogs besaß, ließ es natürlich nicht an Aufhebungen desselben fehlen, brachte es dahin, daß die Alumnen der Universität auf ihren osiandrischen Glauben geprüft wurden, und setzte die Vertreibung ihrer Gegner aus Amt und Land durch. Auf beiden Seiten endlich scheuten die erhitzten Gemüther nicht vor dem Gedanken an blutige Thaten zurück. Konnte Osiander nicht mehr ohne Waffen ausgehen, so soll doch auch er sich auf die drei großen A als seine Nothhelfer berufen haben: auf den Allmächtigen, auf Abrecht und Adam, den

Scharfrichter, der seinen Widersachern schon noch schließlich auf dem Markte die Köpfe abschlagen werde.

Die Lobredner der guten alten Zeit werden aus diesem actenmäßigen Geschichtsbilde von neuem ersehen, daß wir doch ein gutes Theil Rohheit in den letzten drei Jahrhunderten abgestreift haben, wenn auch die heißspornigen dogmatischen Kämpfen von heute manche nur ins Grobe gezeichnete Züge der eigenen Kampfesmethode wie in einem Hohlspiegel darin wieder finden dürften. Es ist richtig, was Hase im Vorwort sagt: „Ohne Tendenz ist diese Geschichte geschrieben. Aber die Gegenwart kann immer von der Vergangenheit lernen.“

---

## Die Tessiner.

Von jeher war es das Schicksal der Bergvölker, bei steigender Vermehrung ihrer Seelenzahl in eine Zwangslage zu gerathen. Denn wo nicht unter besonders günstigen Verhältnissen eine Specialindustrie sich ausbildete, mußte auch bei sorgsamster Ausnutzung der von der Natur gebotenen Hilfsmittel eine Zeit eintreten, wo der Bodenanbau allein seine Bewohner zu ernähren sich außer Stande zeigte. Um dem aus diesem Mißverhältniß sich ergebenden Uebelstande zu begegnen, ergriff man verschiedene Mittel. Schwächliche Kinder setzte man, wie es z. B. von Lacedaemon erzählt wird, aus und gab sie so lieber einem sicheren Untergange Preis, als daß man sie mit vieler Mühe für eine ungewisse Zukunft zu erhalten suchte. Diese selbstgewählte, gewissermaßen am eigenen Fleische geübte Beschränkung des Nachwuchses mußte in einem menschlicheren Zeitalter, das in der gehörigen Ausbeutung des eigenen Landes und in der Auffuchung neuer Wohnplätze Mittel an die Hand gab, um den Gefahren der Uebervölkerung zu entgehen, natürlich aufhören. Es begann die Auswanderung. Je mehr aber die Erde sich mit Bewohnern füllte, um so mehr wurde die Anwendung auch dieses Mittels erschwert, und je stärker die Liebe zur Heimat war, um so weniger konnte das Mittel dauernder Auswanderung befriedigen. An ihre Stelle setzte man daher die zeitweilige Auswanderung, einen Versuch zur Lösung der wichtigen Frage, welcher mehr oder weniger in allen theilweise aus Gebirgen bestehenden Ländern gemacht worden ist. Auch der Tessiner\*) sucht

---

\*) Vgl. den Aufsatz „Das Tessin“ im 12. Hefte d. Bl., zu welchem der vorliegende die Fortsetzung und Ergänzung bildet.

Grenzböten II. 1880.